

Theodor Fontanes Beziehung zu Sachsen

Eine Würdigung des Schriftstellers zu seinem 200. Geburtstag

Fontanes Leipziger Erfahrungen

Als Theodor Fontane (1819 – 1898) am 31. März 1841 vom Leipziger neuen Postgebäude kommend, die Straßen der Altstadt passierte, um in der Adler-Apotheke die Stellung eines Apotheker-gehilfen anzutreten, fühlte er sich „wie berauscht“ vom schönen Ambiente der Altstadt (Abb. 1). Nachdem er an seinem Arbeitsort in der Hainstraße 9 angekommen war, wurde er aber in eine im Hinterhaus gelegene kleine Stube geführt, in deren Alkoven vier Betten standen, „von denen zwei nur mit Hilfe von Überkletterung erreicht werden konnten.“ Der junge Fontane fühlte sich hier dennoch wohl. Denn auf ihn, so schrieb er, habe „alles Krumme und Schiefe, alles Schmustrige, [...] immer einen großen Reiz ausgeübt. Ein ganzes Jahr stand er mit zwei sächsischen Herren am Rezeptiertisch und

wird wohl auch Medikamente aus der Digitalisdroge zubereitet haben. Bald lernte er in der reichlich vorhandenen Freizeit das frühmorgendliche Bad in der Elster schätzen und unternahm lange Wanderungen zu den umliegenden Schlachtfeldern. Im sogenannten Herwegh-Club gewann er Freunde, wie den später berühmten Sprachwissenschaftler Max Müller (1823 – 1900), einem Sohn des Dichters Wilhelm Müller (1794 – 1827). Auch Wilhelm Wolfsohn (1820 – 1865) lernte er kennen, der ihn für die russische Literatur begeisterte (Abb. 2). Der junge Fontane kam dort jedoch auch mit linksliberalen Kreisen in Kontakt und schrieb satirische Gedichte für deren Zeitschrift „Die Eisenbahn“. Freilich wandelten sich seine politischen Überzeugungen in späterer Zeit. Eine annehmbar rheumatische Erkrankung, die ihn nach einem Jahr befiel, beendete die anregende und ereignisreiche Zeit in Leipzig. Er schrieb darüber: „Also ich wurde krank, [...] und lag da, von Schmerzen gequält, sechs, sieben Wochen lang auf meinem elenden Lager, mir und anderen zur Pein, [...]“.

Das Dresdener Geheimnis und seine Spuren im Werk

Nach seiner Genesung nahm der junge Apothekengehilfe eine Stelle in der Salomonis-Apotheke am Dresdener Neumarkt an, deren Besitzer Gustav Adolph Struve (1812 – 1889) Fontane „für die absolute Nummer eins“ in Deutschland hielt (Abb. 3). Denn dem Apotheker war es gelungen, erstmalig Mineralwässer von hoher Qualität künstlich herzustellen. Davon genossen er und andere Gehilfen, von denen er zwei besonders schöne und ele-



Abb. 2: Theodor Fontane, Pastell von Hermann Karl Kersting, Dresden 1842, mit einer persönlichen Widmung Fontanes für Wilhelm Wolfsohn

gante ausführlich beschreibt, in reichlichem Maße selbst. Über seine persönlichen Beziehungen, seine Erlebnisse und seine Dresdener Wohnadresse berichtet Fontane jedoch nichts. Erklären mag diese Schweigsamkeit ein im Jahre 1960 öffentlich bekanntgewordener Brief aus dem Jahre 1849, den der Dichter an seinen Freund Bernhard von Lepel (1818 – 1885) schrieb. Darin heißt es: „Denke Dir, zum zweiten Male unglückseliger Vater eines illegitimen Sprößlings. [...] Kann ich Dukaten aus der Erde stampfen usw.“ Offensichtlich hatte er aus Dresden eine Zahlungsaufforderung erhalten, um die Ansprüche der Kindsmutter zu befriedigen. Er muss wohl 1848 in Dresden gewesen sein, vielleicht um den inzwischen dort wohnenden Wilhelm Wolfsohn zu besuchen. Der Journalist Bernd W. Seiler glaubt, die Lebensdaten dieses



Abb. 1: Adler-Apotheke Leipzig

zweiten Kindes – über das erste weiß man nichts – in Dresden aufgefunden zu haben. Danach handelt es sich sehr wahrscheinlich um die am 16. Januar 1849 geborene Emilie Henriette Machold, die 1849 im Taufregister der Kreuzkirche eingetragen wurde. Die Mutter dieses Kindes war die schon mehrfach verwitwete Augusta Machold, geborene Freygang. Sie wohnte in der „übel beleumdeten“, inzwischen in Brühlsche Gasse umbenannte Dresdener Fischergasse, die nicht weit von der Salomonis-Apotheke entfernt war. Infolge der Abfindungen, die sie für ihre unehelichen Kinder erhielt, war sie jedoch nicht „sozial deklassiert“, sondern ähnlich wie die „Witwe Pittelkow“ in Fontanes „Stine“ bald eine „Gute Partie“. Fontanes vermutliche Tochter wurde nicht alt, denn sie starb schon am 27. Juni des gleichen Jahres. So wenig Fontane über seinen Aufenthalt in Dresden berichtet, so viele Spuren eines nie ganz überwundenen Schuldgefühls finden sich in seinem Werk. Besonders

deutlich wird dies in seinem Roman „Ellernklipp“, der 1881 erschienen ist. Er fand den Stoff 1879 während eines Ferienaufenthaltes in Wernigerode in den Kirchenbüchern des nahegelegenen Ilseburg, fuhr aber wenige Wochen danach ohne offensichtlichen Grund nach Dresden, um in „Lingkes Hotel“ das erste Kapitel seiner Erzählung zu verfassen. Fontane schildert in dieser Erzählung das Schicksal der illegitimen Tochter eines im Krieg gefallenen Grafen, die nach dem Tod ihrer Mutter beim verwitweten Heidereiter zusammen mit dessen Sohn aufwächst, zu dem sie eine Zuneigung gefasst hat. Dieser, aber auch der Vater, begehren sie zur Frau. In einer Auseinandersetzung am Felsenvorsprung „Ellernklipp“ stößt der Heidereiter seinen jüngeren Rivalen die Klippe hinab. Hilde fügt sich in die Ehe mit dem Ziehvater. Doch ihr gemeinsames Kind stirbt an einer Herzkrankheit. Er erschießt sich darauf vom schlechten Gewissen geplagt, am Ort seiner Tat. Hilde blüht zunächst auf, stirbt jedoch unerwartet an einem Fieber. In einer frühen Schlüsselszene beobachtete sie, am Grabe der Mutter sitzend, die Hummeln, die vom roten zum gelben Fingerhut flogen, von dem es heißt: „den liebte sie zumeist“. Die Bilder der Kindheit stiegen in ihr auf und der Leser ahnt etwas vom kommenden Verhängnis. Fontane nutzte hier, wie auch an anderen Stellen seines Werkes, die Digitalispflanze als ein doppelgesichtiges Symbol, das die Hoffnung auf Heilung, aber auch das Wissen um Schuld und Tod in sich vereint. Als Apotheker und Botaniker kannte er die Heilkraft des Fingerhutextraktes, aber auch seine geringe therapeutische Breite, wodurch es schon bei einer moderat überhöhten Dosis zu tödlichen Nebenwirkungen kommen kann. Dies alles hatte schon William Withering (1741 – 1799) im Jahre 1785 beschrieben. Er nahm jedoch irrtümlich an, dass die

Droge die Nieren direkt zu vermehrter Wasserausscheidung anregt. Die Bestimmung des Wirkortes der Digitalis-Droge war schon bald Gegenstand intensiver experimenteller Forschung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde insbesondere durch die Versuche der Physiologen Hermann Stannius (1808 – 1883) und Ludwig Traube (1818 – 1876) deutlich, dass die Glykoside am Herzen selbst wirken. Fontane dürfte diese Entwicklung kaum verfolgt haben, denn er entschied sich im Jahre 1849 für die schreibende Zunft, obwohl er sich inzwischen zum Apotheker erster Klasse fortgebildet hatte. Er ging als Korrespondent im Auftrag der preussischen „Zentralstelle für Presseangelegenheiten“ nach London. Daneben veröffentlichte er Reisebilder, aber auch Berichte von Kriegsschauplätzen. Er war zu dieser Zeit etwa 40 Jahre alt (Abb. 4). Seine großen Erzählungen schuf Fontane erst in den letzten 25 Jahren seines Lebens. Die reale und die symbolische Kraft der Digitalispflanze, aber auch anderer Kräuter verhalfen diesen Schöpfungen zu Bedeutsamkeit und einem spezifischen poetischen Zauber. Dies gilt auch für seinen Roman „Irrungen und Wirrungen“. Der Schriftsteller erzählt darin die Geschichte der gescheiterten Liebe zwischen dem adeligen Offizier Botho von Rienäcker und der Zuschneiderin Lene, deren herzkrank adoptivmutter, Frau Nimptsch, von Botho besonders verehrt wird. Lene ist früh klar, dass ihre Liebe keine Zukunft hat. Sie gibt es ihm bei einem Spaziergang zu verstehen, als sie ihrem Freund einen großen Zweig eines rotbraunen Heilkrautes pflückt und dazu bemerkt: „das ist Teufels-Abbiß und eigens für dich gewachsen.“ Sie weiß intuitiv, dass sich der sensible Botho gegen seine Neigung entscheiden und eine Verwandte heiraten wird, um seine Familie finanziell zu sanieren. Dann wird ihm das aus der Wurzel dieser Pflanze gebrannte Wasser zur Lin-



Abb. 3: Salomonis-Apotheke Dresden

derung seiner Schuldgefühle dienen. Denn von der Droge heißt es in den alten Kräuterbüchern, dass sie bei Stechen im Leib und am Herzen helfe. Lene verliert nicht nur ihren Freund, sondern auch die geliebte Adoptivmutter, deren Herzschwäche die Digitalis-Droge bisher kompensiert hat. Die Krankheit schreitet aber fort, sodass ihr auch eine deutlich erhöhte Dosis nicht mehr helfen kann. Die verwaiste Lene heiratet den Werkmeister Gideon Franke. Als Bothos Frau, die sich über den Namen des Bräutigams amüsiert, ihrem Mann die Heiratsanzeige vorlegt, meint dieser: „Gideon ist besser als Botho.“ Steckt in diesem Ausruf eine verschlüsselte Selbstkritik Fontanes, der an dem Roman, wie aus dem Tagebuch und aus Briefen hervorgeht, nur „mit halber und viertel Kraft“ schreiben konnte und die Arbeit wegen „Unwohlsein“ unterbrechen musste? Während eines anschließenden Ferienaufenthaltes in Wernigerode versuchte er sich von der Mühe zu erholen, die ihm die Novelle bereitet hatte. Daneben

glaubte er, seinen Herzklappenfehler – wahrscheinlich war es eine Aortenklappeninsuffizienz – durch die Klimaveränderung günstig zu beeinflussen. Gleichzeitig begann Fontane an einem neuen Werk, der Novelle „Cécile“, intensiv zu arbeiten. Auch darin wird der rote Fingerhut als Therapeutikum, aber auch als zum Suizid geeignete giftige Pflanze wieder auftauchen. Mit bewundernswürdiger Stetigkeit schuf der altersweise Autor weitere bedeutende Erzählungen.

„Nervenpleiten“ und eine bradykarde Rhythmusstörung

Während er das Manuskript seines bekanntesten Romans „Effi Briest“ korrigierte, befahl ihm jedoch eine seiner depressiven Episoden, die er „Nervenpleiten“ nannte. Sie ging mit unerträglicher Schlaflosigkeit, Schwindelgefühl und psychosomatischen Beschwerden einher. Versuche, ihm mittels des „Galvanisierens“, einer damals üblichen elektrotherapeutischen Maßnahme zu helfen, schlugen fehl. Die Beschäftigung mit seinem autobiografischen Werk „Meine Kinderjahre“ führte jedoch zur Besserung. Daran, so schrieb er später, habe er sich gesund geschrieben. Danach verfasste er den Erinnerungsband „Von Zwanzig bis Dreißig“, worin er sich auch seiner Ausbildungszeit in Sachsen widmete. Theodor Fontanes letztes großes Werk „Der Stechlin“ entstand etwa im gleichen Zeitraum. Dubslav von Stechlin, die Hauptgestalt dieses Romans, leidet ebenfalls an einer Herzschwäche und wird letztlich vergeblich mit einer Digitalislösung behandelt. Ein wenig Freude bereitet dem Kranken die kleine Agnes, ein reizendes unehelich geborenes Kind, das Dubslav von Stechlin in seinen letzten Tagen ins Haus nimmt. Darüber, wer ihr Vater ist, klärt der Autor die Leser nicht auf! Theodor Fontane selbst war, als er den Roman vollendet hatte, schon sehr krank. Er konnte zwar bis zuletzt die

drei Treppen hinauf zu seiner Wohnung mit etwas Atemnot steigen, lebte aber mindestens im letzten halben Jahr seines Lebens mit einer Herzfrequenz von 34 bis 36 Schlägen/Minute. Er litt mit großer Wahrscheinlichkeit an einem AV-Block III. Grades, bei dem die Anpassung an Belastungen nur durch die Erhöhung des Herzschlagvolumens möglich ist. In den letzten Tagen vor seinem Tod gelang ihm das nur mit Mühe. In einem Brief an seine Frau vom 18. September 1898 heißt es: „[...] so wie ich aus der Ruhe heraus und in irgendwelche Aktion hinein soll, ist es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei.“ Am 20. September 1898 fand ihn seine Tochter leblos in seinem Zimmer, wo er sich kurz vorher hinbegeben hatte, um einen Verdauungstrunk einzunehmen. Offensichtlich hatte eine Rhythmusstörung zu seinem schnellen Tod geführt. Theodor Fontane war kein Säulenheiliger. Einem seiner Romanhelden legt er die Worte in den Mund: „[...] mich bedrücken Vollkommenheiten [...] Mängel, die ich menschlich begreife, sind mir sympathisch, [...]“. Vielleicht besteht gerade darin seine fortwirkende Anziehungskraft. ■

Dr. med. Dietmar Seifert, Delitzsch



Abb. 4: Theodor Fontane, Foto circa 1859